

Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

II.

Liegt der Tragödie eine wahre Begebenheit zu Grunde?

Die Gerichtsschönheit des Berner Oberlandes berichtet nirgends von einem solchen schaurigen Geschehnis. — Den Aufschluß über die Genesis des Stückes gibt uns aber das Charakterbild des Dichters selbst.

Der Verfasser ist der in Königsberg (Preußen) 1768 geborene Zacharias Werner (gestorben 1823). Er war einer der originellsten und talentiertesten Köpfe der sogenannten romantischen Dichterschule, Freund der Heroen, Goethe, Schlegel, Joh. von Müller, der Frau von Staël usw. Verfasser vieler anderer Dramen, galt er nach Schillers Tod als die größte Hoffnung des deutschen Dramas, auch Goethe hat ihn in hohem Grade geschätzt. Trotz seines großen Könnens ist aber Zacharias Werner nie zu wirklicher Reife

gelangt, dem stand einschneidend entgegen seine innere Zerrissenheit, sein zerfahrener Geist, seine unstete, ausschweifende Lebensart und die krankhaft religiös-mystische Schwärmerei. (Seine Mutter starb an religiösem Wahnsinn.) Das Motiv des Stückes (Mordeltern) wurde schon früher von andern Dichtern ebenfalls dramatisch behandelt, aber keiner erreichte die einzig dastehende künstlerisch-vollendete Darstellung Werners. „Der 24. Februar ist in der Literaturgeschichte zum eigentlichen Prototyp der Schicksalstragödie geworden und mit dem Bilde von ihm bleibt die Vorstellung des unheimlich schneebedeckten Gemüths mit dem verrufenen Wirtshaus zum Schwarzenbach unlösbar für alle Zeiten verbunden“, schreibt einer der maßgebendsten Biographen Zacharias Werners.

Nicht unerwähnt bleibe noch, daß der Dichter anlässlich seiner ausgedehnten Schweizer Reise tatsächlich im Schwarzenbach Aufenthalt genommen hatte.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig

8

Die Nachtluft draußen mit ihrer Frische schien in den ersten Augenblicken nicht anregend, sondern wie eine leichte Betäubung auf ihre geschwächten Nerven zu wirken, denn ihr Gang war unsicher und schwankend und sie hing schwer an seinem Arm.

Die Hauptstraße, grell überflutet von der Lichtfülle unzähliger elektrischer Lampen, war nicht viel weniger belebt als am Tage. Nur die Geschäfte waren meist geschlossen. Dafür halfen aber ihre Inhaber in den Bars und Vergnügungstätten das Leben der Nacht zu dem wilden Tempo anpeitschen, wie es nur in einer Goldgräberstadt auf dem Höhepunkt des Erfolgstumfels und mit jedem gewohnten Maßstab der Dinge auf den Kopf gestellt, möglich ist. Die Geschäfte waren geschlossen. Nicht aber das Geschäft. Das wurde hier fortgesetzt und sehr oft bestand der Handel des Tages nur aus dem, was man hier in der Nacht vorbereitete und abschloß.

Der Kraftmann und die leidende Frau schritten eine Zeitlang auf der Straße fort. Dann bogen sie in eine dunkle Seitengasse ein, an deren Ende sie eine kleine Bretterbude, die in der Pionierstadt hier aber noch immer als eine behagliche Wohngelegenheit angesehen wurde, betraten.

Während der Mann eine schirmlose Petroleumlampe anzündete, die die mehr als dürftige Einrichtung des einzigen Raumes erkennen ließ, den die Hütte enthielt, sank die Frau mit einem Seufzer der Erleichterung auf die eine der zwei vorhandenen Lagerstätten.

Eine Weile war alles still.

Der Mann, nachdem er die Lampe angezündet, holte sich von einer umgestürzten Kiste in einer Ecke die Bestandteile eines Abendbrotes nebst einer noch etwa halbgefüllten Flasche Whisky herbei, ließ sich schwer an dem einzigen Tische nieder und begann zu essen. Offenbar war er aber nicht bei der Sache. Seine Gedanken schienen sich mit irgendeinem Problem zu beschäftigen, das seine Aufmerksamkeit ablenkte.

„Warum hast du der kleinen Man gesagt, ich sei Mrs. Malony?“ fragte die Frau plötzlich, wie aus tiefem Nachdenken erwachend.

„Sollte ich ihr etwa sagen, daß du jetzt Sheila Stokes heißt und meine Frau bist? Mit hundertfünfundsiebzigtausend Dollars Erbschaftsanteil, die uns sicher sind, wenn wir das Ding nur ein bißchen geistig andrehen? Nein, es war ganz gut, daß ich es tat. Man soll sich allmählich daran gewöhnen, in dir die verwitwete Mrs. Pat Malony zu sehen.“

Wieder kam der entsetzte Blick in die Augen der Frau, der schon im Pavillon-Theater darin aufgeflammt war, als Stokes, wie er sich eben selbst genannt, sie als Mrs. Malony bezeichnet hatte.

„Du weißt, daß ich keinen Anspruch an irgendetwas habe, was Pat Malony besessen hat“, sagte sie fast heftig.

Der Ton schien dem Manne so ungewohnt zu sein, daß er erstaunt über ein Stück Sped hinweg, das er eben zum Munde führte, auf sie schielte. Gleichzeitig traten seine buschigen Augenbrauen näher zusammen, was den brutalen Ausdruck seines Gesichtes noch erhöhte.

„Wir werden dem Girl und jedem, den es angeht, beweisen, daß du Anspruch darauf hast“, sagte er drohend.

„Du warst die Frau Pat Malonys. Und die Frau erbt mit den Kindern zu gleichen Teilen. Hier ist nur das eine Kind da. Die Eileen. Dir gehört also die Hälfte der Erbschaft, und ich werde dafür sorgen, daß du sie bekommst.“

„Ich war seine Frau längst nicht mehr, als er starb.“

„Du meinst, weil er es damals so verdammt eilig hatte, dich loszuwerden, als du ihm weggelaufen warst?“ fragte der Mann mit einem häßlichen Grinsen.

„Du weißt, daß er die Scheidung nur um meinetwillen vornahm. Freilich, das kannst du nicht verstehen, denn du empfindest nicht wie er. Er war ein vornehmer Charakter und konnte es nicht ertragen, daß die Frau, die er liebte und, ich bin sicher, bis zu seinem Ende geliebt hat, gezwungen sein sollte, in Unehren mit einem anderen Manne zusammenzuleben. Deshalb gab er mich frei. Der Rechtsanwalt hat dir das auch gesagt.“

„Na ja. Und ich war dumm genug, dir den Willen zu tun und dich zu heiraten. Wäre gar nicht nötig gewesen. Du warst mir auch so sicher genug. Aber wer weiß denn etwas von dieser Scheidung und Wiederverheiratung? Und wer braucht etwas davon zu wissen? Die Scheidung ist in Reno erfolgt, wo man aus Scheidungen ein Geschäft macht. Preiswert und gleich zum Mitnehmen. Und die Wiederverheiratung in einem kleinen Nest in Texas vor einem Eisenwarenhändler, der zugleich Friedensrichter war. Das soll erst mal jemand herausfinden. Von jetzt ab bist du wieder Mrs. Malony, die trauernde Witwe, für die hundertfünfundsiebzigtausend Dollars gerade ausreichen, um sie ihren Schmerz um den teuren Dahingegangenen etwas vergehen zu lassen.“

„Ich bin Mrs. Malony?“ rief die Frau mit blinkenden Augen. „Und als was lebe ich dann mit dir?“

„Danach fragt das Erbschaftsgericht nicht“, entgegnete Stokes mit einem spöttischen Auflachen und nachdem er einen langen Zug aus der Flasche genommen, sich mit der plumphen Hand über die wulstigen Lippen fahrend. „Und die Leute in der Stadt hier? Pshaw! Wer fragt nach denen? Möchte wissen, wie viele von den Ehepaaren hier verheiratet sind. Das heißt, verheiratet sind ja wohl viele, nur nicht miteinander.“

„Tobst!“ schrie die Frau fast auf. „Verlangst du wirklich, daß ich den Toten noch betrügen soll, nachdem ich dem Lebenden schon ein so großes Unrecht zugefügt habe? Den Toten — und mein Kind, meine Tochter? Und ich soll ihr vor die Augen treten und sie glauben lassen, daß ich in Schimpf und Schande mit dir zusammenlebe als deine Mitstreifer?“

„Dafür gibt's Entschuldigungen und Rechtfertigungen“, beschwichtigte Stokes, „ich meine, dem Girl gegenüber, denn die andern kümmern uns nicht. Und auch bei dem Girl ist's nur deswegen, weil ich glaube, wir kommen leichter zum Ziele, wenn wir die Hussy an der Gefühlsseite packen. Du könntest es bei Pat Malony eben nicht mehr aushalten. Er behandelte dich schlecht und ging mit anderen. Und schließlich weigerte er sich dann auch noch, dich freizugeben, so daß du meine Frau nicht werden könntest. Das muß der Hussy einleuchten, wenn sie nicht ganz verdreht ist.“

Wieder rang sich ein halb ersticktes Nschzen über die Lippen der Frau. Ihre Hand krampfte sich zusammen und fuhr nach der Brust und aufspringend und sich über das auf einem Stuhle stehende Waschbecken beugend, färbte sie dessen Inhalt mit einem Schwall schaumigen Blutes.

Dann sank sie wieder zurück auf ihre Lagerstatt, schloß für einen Moment die Augen und ihre Brust rang in kurzen unregelmäßigen Stößen nach Atem.

Als sie sich von dem Anfall wieder etwas erholt hatte, begann sie von neuem, aber nur rudweise und mit einer Stimme, in der ein mühsam unterdrücktes Schluchzen klang.

„Ich soll den Mann, an dem ich mich so versündigt habe, auch noch im Grabe beschimpfen! Das wird niemals geschehen. Gott weiß, wie ich mich selbst verachte, weil ich das geworden bin, was du aus mir gemacht hast. Ich bin deine Sklavin gewesen. Ein Weib ohne eigenen Willen, das du mißhandelt und mit anderen hintergangen hast. Und nicht einmal hintergangen, denn ganz offen triebst du deine Gelüste. Ich hätte das alles ertragen. Ruhig noch weiter ertragen, wie ich es bisher getan. Aber, daß ich einen Toten, der mich ehrte und liebte und an dem ich mich schmächtig vergangen habe — und daß ich mein eigenes Kind beschimpfen und betrügen soll — so versunken in Schmutz und Verworfenheit bin ich noch nicht. Hier mache ich ein Ende!“

Der Mann hatte sich auf seinem Stuhle ihr halb zugewendet. Seine Brauen waren noch näher zusammengetreten und um seine dicken Lippen legte sich ein bulldoggenmäßiger Zug.

„Ist der Teufel in dich gefahren, Weib?“ fragte er drohend, „daß du anfangen willst, meinem Willen zu trotzen? Das laß dir vergehen. Denn ich habe Mittel, deine Störigkeit zu brechen und dir das Leben zur Hölle zu machen, wenn du nicht Vernunft annimmst.“

Die Frau lächelte trübe, und es lag etwas wie Ergebenheit in ein unabwendbares Schicksal in diesem Lächeln.

„Es wird dir nicht mehr viel Zeit gegeben sein, mich zu quälen“, sagte sie. „Bis dahin magst du es tun.“

„Und bis dahin werde ich's tun“, versetzte der Mann roh. „Morgen telegraphiere ich an die Hussy nach St. Michaels und verlange Auszahlung der Hälfte der Erbschaft. Vielleicht telegraphiere ich auch schon nach einer Zwischenstation, an der das Boot anlegt. Und dann werde ich auch noch ein wenig mit dem Burschen von heute abend abrechnen müssen. Scheint, daß er der Liebhaber von dem Girl ist,

und es wird ihm gut tun, wenn ich ihm mal die Knochen etwas zurechtrüde.“

Die Frau hatte sich entkräftet lang auf das Lager hingestreckt. Die ungewohnte Geldendmachung eines eigenen Willens dem unterjochenden Willen dieses Mannes gegenüber hatte sie fast noch mehr erschöpft als ihre Krankheit. Wie weiches Wachs war sie in seinen Händen gewesen, hatte alle ihre besseren Instinkte von ihm niedertreten lassen und trotzdem an ihm gehangen wie der Hund an seinem Herrn, der ihn schlägt und mit dem Fuße stößt.

Jetzt aber unter seinen perfiden Vorschlägen war etwas in den Tiefen ihres Innern wieder zum Leben erwacht, das sie längst tot geglaubt. Hatte sich aufgebäumt und an den Fesseln gerüttelt, die der Machtwille dieses Mannes seit ihrer ersten Bekanntschaft um sie gelegt. Hatte gerüttelt an diesen Fesseln, die sie einst mit lüsternen Schauern erfüllt und die ihr zuletzt aus der Gewohnheit heraus kaum noch bewußt gewesen waren. Hatte gerüttelt an ihnen, daß ihr Klirren bis in die verborgensten Winkel ihrer Seele drang und Instinkte wachrief, die sie während ihrer langen Ehe mit diesem Manne dort eingeschlossen, weil sie sich vor ihrer anlagenden Stimme fürchtete.

Hatte gerüttelt an ihnen — — —

Hatte es sie aber auch schon gesprengt?

Oder war es nur ein kurzes Aufladern einer ihrer Natur ganz fremden Willensenergie gewesen, das wieder in sich zusammensinken würde, um sie am Ende doch wieder dem Willen dieses Mannes erliegen zu lassen?

Das war es, vor dem sie sich fürchtete und das sie sich jetzt auf ihrer Lagerstätte nach der Wand drehen ließ, damit der Mann, der dort bei der Whiskyflasche und Brot und Speck saß und dessen behagliches Schnalzen sie hören konnte, nicht die Tränen sehen möge, die in ungehemmtem Strome über ihr Gesicht rannen.

8.

Der Fünfzig-Weilen-Sumpf.

Es war bei Sonnenuntergang am folgenden Tage, als der Stromabwärts gehende Dampfer „River Girl“ an der Bootbrücke von Fairbanks Landing festmachte. Die Station bestand nur aus drei Häusern, unter denen der Store des Franzosen Battiste das größte war. Dementsprechend legten die Boote hier immer nur nach Bedarf an, was aber doch häufiger geschah, als die drei Häuser vermuten ließen, da Fairbanks Landing den Verkehr mit der Außenwelt für dreißig Meilen umliegenden Minendistrikt vermittelte, wobei allerdings der in nordwestlicher Richtung sich erstreckende Fünfzig-Weilen-Sumpf außer Betracht bleiben mußte.

Die Sonne war nur noch in einem tiefen Sattel zwischen zwei eisbedeckten Berghäuptern zu sehen und glich dort einem Kessel geschmolzenen Metalls, aus dem Strahlenbündel funkelnder Granaten, Türkise, Topas, Amethyst und Opal in leuchtender Durchsichtigkeit aufstiegen. Der Glanz lag noch auf der breiten Stromfläche des Yukon, während an einzelnen Stellen des Ufers schon die Schatten der Dämmerung dichter wurden, als ein paar Schiffsbedienstete die Laufplanke nach der Anlegebrücke schoben, wo ein einzelner Mann die Ankunft des Schiffes erwartete. Der Umstand, daß er in Hemdärmeln war und außer Hufe und Stiefeln nur noch eine Weste ohne Knöpfe trug, ließ vermuten, daß dies Battiste, der Storehalter, war.

Diese Vermutung wurde fast zur Gewißheit, als er, nachdem ein einziger Reisender die Laufplanke nach der Brücke überschritten hatte, eine Anzahl Kisten und Säcke, offenbar Kaufmannsgüter, in Empfang nahm.

Dieser einzige Reisende aus der Menge der sich auf dem Deck durcheinanderdrängenden Fahrgäste, der hier das Schiff verließ, war Herbert Escher. Er trug derbe Trailkleidung und, an Riemen über die Achseln, einen geräumigen

Sack aus wasserdichtem Stoffe, der die nötigsten Bestandteile seiner Kampfausrüstung enthielt. Er blieb in der Nähe der Laufplanke stehen und sah dem Manne in Hemdärmeln zu, wie er die in Empfang genommenen Güter überprüfte.

Der Dampfer blieb während der Nacht, die mondlos und daher stockdunkel sein würde, hier liegen. Eine Navigation auf dem stellenweise recht flachen und durch zahlreiche wechselnde Untiefen und Sandbänke gefährdeten Strome war in solchen Nächten ausgeschlossen.

„Der Monsieur mag immer vorausgehen, ich komme gleich nach“, sagte Battiste.

Er schien es als selbstverständlich anzusehen, daß der Fremde seinen Store aufsuchen und wohl auch seine Unterkunftsräume für die Nacht benutzen würde, denn es gab keine andere Behausung in der Nähe, die dieser vor Anbruch der Dunkelheit noch hätte erreichen können.

Escher folgte der Aufforderung und schritt nach dem Store voraus.

Battiste hatte aber keine Eile. Hier in dieser Einöde kannte man so etwas nicht. Auch bot der Dampfer die einzige Gelegenheit, Neuigkeiten aus Dawson zu erfahren, und die mußte somit ausgenützt werden. Er ging deshalb an Bord des Dampfers und mischte sich unter die Fahrgäste, die ihn bald ihrerseits mit mehr Fragen bestürmten, als er an sie zu richten hatte.

Es war ihm entgangen, daß von einem halbdunkeln Winkel hinter einem an den Davits hängenden Rettungsboote aus eine etwas auffällige Gestalt den Landungsvorgang mit mehr als dem halb gleichgültigen Interesse beobachtet hatte, das die anderen dem Schauspiel entgegenbrachten. Ob es ein junger oder alter Mann war, ließ sich nicht entscheiden, denn er trug eine Parka, den auf Wanderrungen im Norden üblichen Mantel aus wasserdichtem Segeltuch, der ihm fast bis zu den Füßen reichte und hatte die Kapuze über den Kopf gezogen, so daß das Gesicht sich unter der weit vorstehenden Hülle völlig im Schatten befand.

Es lag eigentlich keine Notwendigkeit für diese mehr für den Winter bestimmte Kleidung vor, denn der Tag, obwohl der September schon zu Ende ging, war heiß gewesen, und auch der beginnende Abend hatte noch keine sehr merkliche Abkühlung gebracht. Das fiel indessen hier nicht auf. Das Leben in diesem Lande war zu voll von Sonderbarkeiten, und man begegnete täglich und stündlich zu vielen Ungereimtheiten, um sie anders als mit einem gleichgültigen Blick wahrzunehmen.

Die Gestalt war auch weiter regungslos in ihrer Ede verblieben. Erst als der Storehalter sich anschickte, wieder von Bord zu gehen, kam Bewegung in sie. Sie löste sich aus dem Halbdunkel, schritt eilig auf ihn zu, und während er den Fuß bereits auf die Laufplanke gesetzt hatte, faßte sie seinen Arm und führte ihn zurück auf das Deck nach einer freien Stelle.

Dort sprach der Fremde hastig auf ihn ein.

Es mußte etwas Unerwartetes sein, das er ihm mitteilte, denn schon bei den ersten Worten machte Battiste eine Gebärde heftiger Ueberraschung. Was der Mann in der Parka ihm sagte, schien auch keineswegs seine Billigung zu finden, denn er machte mehrere Male entschieden abwehrende Bewegungen mit den Armen. (Fortsetzung folgt.)

Menschen im Schnee.

Skizze von Werner Augsburger.

(Schluß.)

Während das Mädchen die Vorbereitungen zu dem Samariterdienst traf, wandte sich Fritz an den Verunfallten: „Tut's weh?“ fragte er teilnehmend. „O, jetzt geht's, vorhin allerdings war es manchmal unterwegs nicht mehr gemächlich. Aber wie gelange ich nun hinunter?“

„Ich denke, Ihr seid im Grand Hotel unten einlogiert, nicht wahr?“ gab Fritz Bescheid. „Einer von uns wird den Bericht von Eurem Unfall dort hinab bringen und anordnen, daß sie mit einem Pferdeschlitten uns bis auf die untere Alp entgegenkommen, bis dorthin werden wir Euch mit einem Heuschlitten transportieren, da werdet Ihr halt noch ein paarmal die Zähne zusammenbeißen müssen. Vorläufig aber habt Ihr Ruhe, denn vor drei Stunden wird der Schlitten aus dem Hotel nicht auf der Alp sein können, und es ist besser, Ihr wartet hier an der Wärme, damit Ihr dann auf der Alp ohne Säumen gleich umgeladen werden könnt. Allerdings haben wir hier halt kein Grand Hotel“, bemerkte er noch, und der Verunfallte glaubte unmerkliches spöttisches Zucken in den Mundwinkeln des andern wahrzunehmen. Doch gleich erkundigte sich Fritz, ob er Hunger habe.

„Ein Schluck Cognac bekäme mir fürs erste nicht übel, wenn Ihr einen habt, nachher möchte ich dann wohl auch eine Tasse Kaffee oder Tee vertragen. Ich hatte nur ein Brötchen bei mir und wollte zum Frühstück wieder im Hotel sein.“

Fritz gab seine Anweisungen, und der Verunfallte bemerkte mit einigem Erstaunen, wie sie ohne weiteres willig und prompt befolgt wurden. Ueberhaupt gefiel ihm der Betrieb in der Hütte, den er sich interessiert betrachtete, daß er darob fast den verletzten Fuß vergaß. Trotz dem ungezwungenen Treiben herrschte Ordnung in der geräumigen Küche. Keiner stand dem andern im Weg. Die jungen Leute machten einander willig Platz, sei es am mächtigen Herd, wo in einem großen, boilerartigen Gefäß ständig sauberer Schnee geschmolzen wurde, während auf den vordernen Kochlöchern die einzelnen Gruppen der Hütteninsassen ihr Essen bereiten konnten. Alles ging unter Lachen und Scherzen, aber auch unter selbstverständlicher gegenseitiger Hilfsbereitschaft ab. Und da seine Samariterin, wie die flink und geschickt die Umschläge um den verletzten Fuß zurecht machte! Ein zierliches Ding, das der billige braune Ski-anzug ganz hübsch kleidete. Wasserwellen! würde Irma zwar naserrümpfend feststellen, dachte der Verunfallte wieder, aber die blonden Locken umrahmten ein ebenmäßiges Gesicht, auf dem nur der rosige Schimmer der emsigen Dienstbereitschaft lag. Wie hell die graublauen Augen in die Welt guckten, und wie um die schmalen Lippen ständig ein heiteres Lächeln zu schweben schien! Und wie sanfte die Hände, denen man die tägliche Arbeit anmerkte, nun den kranken Fuß anfaßten, daß er fast nichts spürte davon! „Wenn ich Euch weh mache, so reklamiert nur“, meinte nun die dienstbeflissene Samariterin lächelnd. „O, im Gegenteil“, versicherte er und dachte gleich für sich: „Eigentlich gehörte nun wohl ein Kompliment her.“ Er staunte über sich selber, daß er nun fast verwirrt war und ihm nichts in den Sinn kam. Das machte die völlig ungewohnte Umgebung. Bisher war er mit den Leuten aus den Arbeiterkreisen kaum anders als geschäftlich in Berührung gekommen. Gewiß war zu sagen, daheim waren die Schranken zwischen den einzelnen Volksklassen lange nicht so starr und unüberwindlich aufgerichtet wie zum Beispiel im Ruhrgebiet, wo er in einem großen Werk, mit dem sein väterlicher Betrieb enge Geschäftsbeziehungen unterhielt, ein Jahr lang als Volontär tätig gewesen war. In den hochgestellten gesellschaftlichen Kreisen der dortigen Werkleitung hatte man die Arbeiter immer noch mehr oder weniger als Untertanen betrachtet. Das gab's hier nicht, wo der Direktor wie der hinterste Handlanger schließlich vor dem Gesetze gleichgestellte Bürger waren. Aber immerhin, in den Kalkulationen der Direktoren figurierten die Arbeiter manchmal auch nur als nackte Zahlen, wie die Kosten der Rohstoffe oder die Amortisationen für die Maschinen oder die Pferdekraft, die dem Betrieb zur Verfügung standen, alles Faktoren, die im Zusammenspiel die schließlich Gewinne oder